

Zeitschrift: Zoom-Filmberater
Band: 28 (1976)
Heft: 9

Artikel: Safi Faye : eine afrikanische Frau hinter der Kamera
Autor: Faye, Safi / Eichenberger, Ambros
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-933166>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Safi Faye – eine afrikanische Frau hinter der Kamera

Wenn von Entwicklungsproblemen der Dritten Welt die Rede ist, geht es meist nur um wirtschaftliche Fragen. Dabei wird noch zu oft vergessen, dass sich die Probleme der Entwicklungsländer nicht nur auf wirtschaftlicher und politischer Ebene, sondern auch im kulturellen Bereich stellen. Mit den Exportprodukten der Industrieländer wird auch deren «Zivilisation» verkauft. Zu einseitig verläuft der Strom von Produkten, Informationen und Meinungen, als dass von einem Austausch von Ideen und Werten zwischen den Völkern der Ersten und der Dritten Welt gesprochen werden könnte. Die Kulturleistungen anderer Kontinente nehmen wir mit unserer fast ausschliesslich auf Europa und Amerika beschränkten Sicht nur teilweise oder überhaupt nicht zur Kenntnis. Es gibt noch zu wenig Institutionen, die solche Kulturbegegnungen anhand von Literatur, bildender Kunst, Film und Fernsehen fördern. Anerkennenswerte Anstrengungen in dieser Richtung unternehmen beispielsweise «Brot für Brüder» und «Fastenopfer». – Obwohl oder gerade weil Filme aus der Dritten Welt noch zu spärlich in unsere Kinos oder ins Fernsehen gelangen, legen wir Wert darauf, im Rahmen unserer Möglichkeiten über das Film- und Medienschaffen in der Dritten Welt (nicht nur über die Dritte Welt), speziell auch unseres «Nachbarkontinentes», zu informieren. Vgl. in diesem Zusammenhang auch die Besprechung eines Buches über den afrikanischen Film in der Rubrik «Bücher zur Sache» dieser Nummer.

Safi Faye ist die erste Frau Senegals, wenn nicht die erste schwarze Afrikanerin überhaupt, die Filme dreht. Ihr erster Langspielfilm «Kaddu Beykat» (Lettre paysanne) hat wegen der Unerbittlichkeit, mit der sie sich afrikanischen Problemen stellt, und wegen der authentischen und sensiblen Art, mit der sie es tut, Beachtung gefunden. Im Oktober 1975 durfte sie dafür in Genf den Spezialpreis der Jury des Festivals der frankophonen Länder (Fifef) entgegennehmen. Vor kurzem erhielt sie den Prix Sadoul. Das panafrikanische Festival von Ouagadougou (Obervolta), das eben zu Ende gegangen ist, hat ihr eine Anerkennung des kontinentalen Zweiges der internationalen katholischen Filmorganisation «Afrocic» eingebracht.

Wenn Sie in einer Zeitschrift unter der Rubrik «Madame Afrique» neulich als Ethnologin, Filmemacherin und «Bäuerin» vorgestellt worden sind, so bringt ein solches Porträt europäische Auffassungen über die afrikanische Frau mindestens ein bisschen durcheinander, auch ohne dass man der Gefahr der Verallgemeinerung unterliegt.

Es ist für die meisten Europäer immer noch sehr schwer, Afrika – und damit auch seine Frauen – ohne Schablonen und europäische Kulturvorstellungen zu betrachten. Es wird heute für die Emanzipation der afrikanischen Frau doch schon einiges getan. Das Thema ist ja auch in vielen Filmen unseres Kontinentes aktuell. Aber vielleicht sind diese Frauen gar nicht immer so abhängig unterwürfig und rechtlos, wie man vielfach meint. Wenn ich die Verhältnisse bei mir zu Hause auf dem Land, in der Sérère (Teil Senegals) betrachte und an die Verantwortung denke, die den Frauen für Familie und Haushalt innerhalb der Dorfgemeinschaft zukommt, dann muss ich sie als aktive und mutige, beinahe als gleichberechtigte Partner ihrer Männer bezeichnen. In der Stadt hingegen scheint mir die Abhängigkeit der Frauen von den Männern, auch die finanzielle, viel grösser zu sein.



Safi Faye, eine der ersten schwarzen Afrikanerinnen hinter der Kamera (an der Fifef 1975 in Genf)
(Bild: Mireille Tschopp-Maye)

Ein afrikanischer «Frauenfilm» mag dennoch, nicht nur für Europäer sondern auch für Afrikaner, so begrüßenswert wie überraschend sein. Wie sind Sie zum Filmhandwerk gekommen?

Ich war Französischlehrerin in Senegal. Dann reiste ich zu Weiterbildungszwecken nach Paris. Dort habe ich Ethnologie studiert. Die Vorbereitungen zu einer Dissertation über «traditionelle Riten und Bräuche» in meinem bäuerlichen Heimatdorf haben das Erlernen der Interviewtechnik und der Handhabung der Kamera notwendig gemacht. So habe ich mich schliesslich auch noch bei der Filmhochschule in Paris eingeschrieben. Der Gedanke zum Film über «la vie paysanne» ist mir während der Befragungsaktion in meinem Dorf gekommen. Dabei habe ich, tiefergehend als bisher, den Alltag, die Sorgen, die Landschaft («la terre») dieser Menschen – ich bin selbst ein Stück davon – kennen gelernt. Ihnen wollte ich u. a. in meinem Film ein Denkmal setzen.

Einige der ersten schwarz-afrikanischen Filmprojekte sind mit Hilfe des «Ministère de la Coopération» in Paris zustande gekommen. Auch hat der französische Ethnologe Jean Rouch mit seinem «Institut français d'Afrique noire» dabei eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Sind Sie von diesen Kreisen ebenfalls gefördert worden?

Ja, ich habe tatsächlich als Schauspielerin in einem Film von Jean Rouch, «Petit à petit», gespielt. Aber zu dieser Zeit hatte ich keineswegs die Absicht, eine Laufbahn als Regisseurin einzuschlagen. Trotzdem ist es dann im Jahre 1972 zur Produktion eines Kurzfilmes «La passante» gekommen. Er handelt von einer schönen Afrikanerin, die den Männern die Augen verdreht! Ein kleines Stück Autobiographie, wenn Sie wollen! Aber das war ein Anfang. Sprechen wir lieber nicht mehr davon!

Afrikanische Cineasten beklagen sich über die noch weitgehend mangelnden organisatorischen und technischen Produktionsvoraussetzungen. Welches sind die hauptsächlichsten Schwierigkeiten, die Sie bei den Dreharbeiten angetroffen haben?

Darüber könnte man ein Buch schreiben! Schon zeitlich waren wir sehr eingeschränkt, da man bei uns nur während der sog. Hivernage, also zwischen Juli und September, drehen kann. Unsere Equipe war sehr klein und jung. Der – französische – Kameramann hatte eben erst – mit 21 Jahren – die Filmhochschule abgeschlossen. Als Drehzeit benötigten wir einen Monat und 21 Tage. Zur Sicherheit wurde alles zweimal gefilmt, das ergab gut 3 Stunden belichtetes schwarz-weiß 16mm Material, aus dem nun ein 95 Min. langer Film geworden ist. – Als «Schauspieler» funktionierten Verwandte und die Leute meines ca. 700 Einwohner zählenden Dorfes. Für sie alle waren Dreharbeiten in jeder Hinsicht neu. «Augen nicht auf Kamera richten», war so ziemlich die einzige Anleitung, die ich ihnen geben konnte. Aber sie haben begeistert mitgemacht und sind, trotz Feldarbeiten, immer pünktlich zu den verabredeten Drehzeiten an den verabredeten Drehorten erschienen. Die Montagearbeiten haben mich, verschiedener Probleme wegen, fast zwei Jahre in Anspruch genommen.

Nicht wenigen afrikanischen Regierungen wird vorgeworfen, dass sich ihre Wirtschaftspolitik einseitig auf die Industrialisierung in den grossen Städten statt auf die Entwicklung der gewaltigen Massen auf dem Lande konzentriert. Umso mutiger ist es, dass Sie in Ihrem Film die Akzente anders setzen.

Wie bereits gesagt, ich stamme aus diesem Milieu und schäme mich meiner Herkunft nicht. Im Gegenteil! Ich bin sogar stolz darauf, obwohl die Bauern in unserem Land zu jenem Teil der Bevölkerung gehören, der am meisten missachtet, vernachlässigt und ausgebeutet wird, obwohl vier von fünf Einwohnern diesem Stande angehören. Die Bauern werden sich dieser Situation allerdings immer mehr bewusst. Auch mein Film kann diesem Bewusstwerdungsprozess förderlich sein, aber ohne dass ich in diesem oder jenem Sinn direkt beeinflussen will. Die Bauern meiner Heimat werden ihren Emanzipationsprozess selbst zu bewirken und zu steuern vermögen, wenn der Bildungsstand einmal genügend Fortschritte gemacht hat! – Aber jetzt müsste ich auch von den eigenen Eltern sprechen und von dem Stück Freiheit und Unabhängigkeit, das ich von ihnen geschenkt bekommen habe, und mit dem sie mir die Erlaubnis erteilten, zur Ausbildung nach Paris zu ziehen. Schade, dass Sie meinen Grossvater nicht gekannt haben, der einen Tag nach Beendigung der Dreharbeiten gestorben ist. So viel Leid und Elend und trotzdem soviel Selbstbewusstsein und Würde! Sie alle haben, mehr als ich selbst, an meinem Film mitgedreht.

Obwohl Ihr Film vorwiegend als soziale Dokumentation über afrikanisches Dorfleben und über die Landflucht im Zusammenhang mit der Industrialisierung der Städte bezeichnet werden kann, so geben Sie sich mit der Beschreibung der Phänomene nicht zufrieden, sondern Sie versuchen, auch die Ursachen der Entwicklungen anzudeuten.

Mit dem Erzählen der Geschichte eines Jungen, der in die Stadt zieht, weil er zu Hause im Dorf keine Beschäftigung findet, aber nach allen Enttäuschungen mit dem Stadtleben doch wieder aufs Land zurückkehrt, soll allgemein auf die Bedeutung der Landwirtschaft im Entwicklungsprozess Afrikas aufmerksam gemacht werden. Sie spielt in der Ökonomie unseres Landes eine entscheidende Rolle. Um jedoch aus dem Teufelskreis von Trockenheit, Hunger (Sahelzone), Landflucht herauszufinden, der durch das Prinzip der Monokulturen (Erdnüsse) verursacht worden ist, braucht es eine neue Landwirtschaftspolitik. Die Monokulturen sind ein Restbestand aus der kolonialen Vergangenheit, die fremden Interessen mehr diente als den eigenen. Almosen während Dürrekatastrophen genügen nicht, um diese neue Wirtschaftspolitik in die Wege zu leiten...

Interview: Ambros Eichenberger